

Werner Stegmaier

Orientierung durch Kirchen im weiten Raum

Wir stehen vor der Frage, wie Kirchengebäude orientieren. Kirchen, um das vorauszuschicken, sind auch Orientierungskunstwerke. Die Spitzenarchitektur von Jahrtausenden hat sich darauf konzentriert, hier Meisterliches zu schaffen, das alles andere überstrahlen sollte. Und es ist ihr gelungen. Zunächst soll aus der Philosophie der Orientierung heraus¹ geklärt werden, worin die Orientierungsfunktionen von Kirchengebäuden bestehen und wie sie erfüllt werden. Ich werde mich meinerseits dabei vor allem an den gotischen Backsteinkirchen im Norden Deutschlands orientieren. Ich beginne mit einem kurzen Abriss der Grundbedingungen der Orientierung und gehe dann auf die Orientierungsfunktionen von Kirchengebäuden ein.

Was ist Orientierung? Sie ist "die Leistung, sich in einer Situation zurechtzufinden, um Handlungsmöglichkeiten auszumachen, durch die die Situation sich beherrschen lässt".² Man sucht in der Orientierung, wie wir sagen, 'Halt' zu gewinnen, und dass wir so sprechen, besagt, dass wir stets fürchten, zu fallen oder, wie alles, was der Zeit ausgesetzt ist, zu verfallen. Unserer Orientierung droht immer die Gefahr der Desorientierung: dass man sich irgendwo oder vielleicht überhaupt 'nicht mehr auskennt' oder dass man mit etwas, z.B. auch mit einem solchen philosophischen Beitrag, 'nichts anfangen kann'. Orientierung heißt dann in anderen Worten, dass man sich dort, wo man sich vorfindet, auskennt und mit dem, was man da vorfindet, etwas anfangen kann und dies, bevor man noch etwas Bestimmtes tut. Orientierung ist Voraussetzung alles Handelns, und sie ist nur scheinbar selbstverständlich; denn sie kann immer auch versagen. Religion, Bindung an Gott, gibt Vertrauen in die Orientierung; man kann sie als eine Kraft zur Orientierung verstehen: "Du kannst nie tiefer fallen als in Gottes Hand."³

Mit seiner Orientierung ist man im übrigen allein, sie ist individuell. Jede und jeder orientiert sich unvermeidlich von ihrem oder seinem *Standpunkt* aus, nicht nur lokal, auch sexuell, kulturell, politisch, moralisch, ästhetisch, religiös. Den eigenen Standpunkt nimmt man jedoch nicht wahr; er wird erst bewusst, wenn man anderen Standpunkten begegnet und sich dann auf sie einstellen muss. Doch auch wenn man anderen entgegenkommt, kann man das wieder nur von seinem Standpunkt aus tun; man kann seinen Standpunkt nicht verlassen, er bleibt der blinde Fleck jeder Orientierung. Ein Standpunkt ist von einem

¹ Werner Stegmaier, *Philosophie der Orientierung*, Berlin/New York (de Gruyter) 2008.

² Ebd., S. 2.

³ Den Eingangssatz des Liedes 533 des Evangelischen Gesangbuchs von Arno Pötzsch machte Margot Käßmann berühmt, als sie ihn bei ihrem Rücktritt vom Vorsitz des Rates der EKD zitierte.

Horizont umgeben und begrenzt ('Horizont' heißt 'das Begrenzende'). Man sieht etwas immer vor einem Horizont, einem Hintergrund, der das Blickfeld abschließt. Aber auch ihn sieht man nicht. Versucht man ihn selbst, *auf* ihn selbst zu sehen oder versucht man zu ihm hinzugehen, entzieht er sich, weicht er zurück. Am Anfang unserer Orientierung stehen Paradoxa: obwohl man offensichtlich alles von einem Standpunkt aus und vor einem Horizont sieht, sieht man doch zugleich nicht, von wo aus man sieht, auch politisch, moralisch, religiös, und vor welchem Hintergrund man etwas sieht. Man orientiert sich unter Ungewissheiten über die eigene Orientierung. Das Blickfeld zwischen einem Standpunkt und einem Horizont nennt man die *Perspektive*. Mit den Standpunkten und Horizonten bewegen sich auch die Perspektiven. Aber die Standpunkte und Horizonte können sich auch *in* einer Perspektive bewegen; man kann in demselben Horizont seinen Standpunkt und von demselben Standpunkt aus seinen Horizont verändern. Auf diese Weise bleibt die Orientierung auch in sich beweglich und kann sich so auf immer neue Situationen einstellen; sie kann mit der Zeit gehen. Die Zeit, die kommt, die Zukunft, aber ist das schlechthin Ungewisse; alles kann immer auch anders kommen, als man es sich gedacht hat. *So ist die Orientierung die ihrer selbst ungewisse, in der Regel aber problemlose Kunst des Umgangs mit dem schlechthin Ungewissen.*

Sie verfährt so, dass sie sich in einer neuen Situation zunächst an bloße *Anhaltspunkte* hält, an Punkte, die ihr von ihrem Standpunkt aus auffallen und die für sie von Bedeutung sein könnten, Leser(inne)n dieses Beitrags zum Beispiel dieses oder jenes Wort, dieser oder jener Gedanke darin. Auch Anhaltspunkte sind etwas Paradoxes: man hält sich an sie, ohne sie festzuhalten, man hält sich nur vorläufig an sie, lässt sich vom einen Anhaltspunkt zum andern leiten und sichtet sie unwillkürlich daraufhin, ob und wie sie zueinander passen; jede Orientierung wählt sie in ihrer Perspektive aus und 'macht sich ihren Reim darauf'. Hier bleiben große *Spielräume unwillkürlicher eigener Entscheidungen*, für die man zunächst keine Kriterien hat außer dem, dass sie eben in die eigene Orientierung passen. Aber mit solchen Entscheidungen schließt man immer auch Alternativen aus, Alternativen, die vielleicht viel weitergeführt hätten. Eine andere, ein anderer kann die Situation anders wahrnehmen, sich für andere Anhaltspunkte entscheiden und etwas anderes daraus machen.

Man sucht darum möglichst *Übersicht* über die Situation zu gewinnen. Aber auch hier tut sich eine Paradoxie auf, die *Wald-Bäume-Paradoxie*: man kann leicht vor lauter Bäumen den Wald und vor lauter Wald die Bäume nicht sehen. Im Doppelsinn des Wortes 'übersehen' ausgedrückt kann man, wenn man etwas übersieht, dabei 'alles zugleich sehen' (z.B. eine Straßenkreuzung) und zugleich 'etwas nicht sehen' (z.B. eine rote Ampel). Will man Übersicht gewinnen, übersieht man in diesem Doppelsinn alles, sieht zugleich alles im Ganzen und nichts im Einzelnen. Da das Ganze aber aus dem Einzelnen besteht, müsste, logisch betrachtet, auch das mehr Ungewissheit als Gewissheit schaffen, mehr beunruhigen als beruhigen. Doch auch damit gehen wir meistens leicht und locker um. Denn unsere Orientierung, die mit Zeit umgehen kann, löst die Paradoxa nicht logisch, sondern eben zeitlich auf: wir oszillieren zwischen Standpunkt und Horizont, verschiedenen Anhalts-

punkten und dem Ganzen und dem Einzelnen, gehen zwischen ihnen hin und her und tasten uns so in die Situation hinein, bis wir uns auf eine uns jeweils passende Weise in ihr zurechtzufinden und mit ihr zurechtzukommen. Die *Methode der Oszillation* in der Orientierung hat übrigens der Theologe und Philosoph Schleiermacher entdeckt.

All das geht in der Regel blitzschnell und kaum bewusst. Wird man sich der Orientierungsprozesse bewusst, hat man entweder Schwierigkeiten mit ihnen oder ist Philosoph. Meist bleibt gar keine Zeit zur Überlegung und Überprüfung, die neue Situation ist schon da, kaum dass man sich in der alten zurechtgefunden hat. Die Orientierung steht fast immer unter *Zeit- und Handlungsdruck*. Zögert man bei wechselndem Wind zu lange, die Segel umzusetzen, kann das Boot schon gekentert sein. Doch wie zunächst Oszillationen helfen hier *Routinen*, in vergleichbaren Orientierungssituationen wiederholte und allmählich eingespielte Orientierungsprozesse. In Routinen stabilisiert sich die Orientierung und gewinnt dadurch ersten Halt. Haben sie sich einmal eingespielt, kann man die Lernprozesse vergessen. Die Orientierung, die laufend dazulernen muss, wird so auch laufend entlastet. Auch darin steckt wieder eine Paradoxie: Gewissheit beginnt mit dem Vergessen, also dem Unbewusst- und so auch Ungewiss-Werden der Ungewissheit.

Weitere Entlastung kommt durch *Zeichen*. Zeichen gehen von markanten Anhaltspunkten aus, die gleichsam im Gedächtnis markiert werden. Sie können sich dann von vorgegebenen Anhaltspunkten lösen, und man kann sie zu gezielten Markierungen verwenden, indem man z.B. etwas ankreuzt oder einkreist. Markierungen von Lauten können zu Buchstaben werden, die man auf Papier versammeln und in der Hand halten kann, als Landkarten und Schriften und Schriften auf Landkarten. Man hat dann die Orientierung als solche vor sich, bekommt dadurch Distanz zur Welt und zur Zeit, kann sich besondere Zeichenwelten schaffen und in ihnen orientieren. Die Orientierungskunst als Zeichenkunst, zu der alle Arten von Sprachen gehören, wird zu einer großen *Weltabkürzungskunst*, wenn eine Vielzahl von Zeichen wieder durch Zeichen, z.B. ein Buch durch seinen bloßen Titel und eine Vielzahl von Büchern durch den Namen einer Bibliothek und eine Vielzahl von Bibliotheken durch den Begriff des Bibliothekswesens usw. abgekürzt wird. Diese Weltabkürzungskunst macht es möglich, weit über den in einer Situation gegebenen Weltausschnitt hinaus Welt im ganzen zu erfassen — aber eben nur in solchen Zeichen, die die Welt entsprechend verkürzen und in wechselnden Situation darum auch wieder anders verstanden werden können.

Zeichen entstehen weitestgehend in der *Kommunikation*, und in der Kommunikation haben wir dann das Problem, wie wir die jeweiligen Zeichen verstehen sollen, also ein neues Orientierungsproblem. Doch auch hier spielen sich wieder Routinen ein, Routinen vor allem des Vertrauens und Misstrauens, und zwischen ihnen oszilliert man wieder. Denn Orientierung kann auf Dauer weder auf völliges Vertrauen noch auf völliges Misstrauen setzen, beides würde sie im Leben rasch scheitern lassen. Auch hier haben wir keine Sicherheit. Soweit wir aber glauben, anderen vertrauen zu können, können wir uns auch an ihnen orientieren. In den meisten für uns neuen Situationen übernehmen wir die Orientierungen anderer, die diese Situationen sichtlich schon beherrschen. Das tun wir schon, wenn

wir heranwachsen, später immer dann, wenn wir in neue Rollen hineinwachsen oder auch nur in unvertraute Situationen geraten.

Wir sind stets beruhigt, wenn andere sich ähnlich orientieren, und beunruhigt, wenn das nicht der Fall ist: wir empfinden die Ungewissheiten der Orientierung und die Risiken der Desorientierung so stark, dass wir uns meist lieber auf die andern als auf uns selbst verlassen. Aber dabei *verlässt* man sich eben auch selbst, und wenn sich alle selbst verlassen, um sich auf andere zu verlassen, könnten bald auch alle ganz verlassen sein. So kommt es zuletzt darauf an, dass manche sich in manchen Situationen doch mutig neu orientieren. Dieser Mut ist riskant, aber die Orientierung der meisten an der Orientierung anderer ist es auch und noch viel mehr. Aber auch hier hilft wieder die Zeit und die Oszillation: bringt die mutige selbstständige Orientierung Einzelner die Orientierung aller, soweit sie diesen Einzelnen folgen, in Bewegung, so stabilisiert die Orientierung der meisten aneinander wieder die Orientierung der Einzelnen. So wird das kaum merkbare Mit-der-Zeit-Gehen der Orientierung aller möglich, und eben das ist ihr Sinn: *in der Ungewissheit aller Zukunft auf Zeit Gewissheit zu schaffen.*

Welche Funktionen in der Orientierung übernehmen nun Kirchengebäude? Sie sind, wie gesagt, Orientierungskunstwerke. Sie übernehmen Orientierungsfunktionen nicht nur für die Religion, sondern auch für die nicht-religiöse Orientierung. Durch ihre nicht-religiöse Orientierung können sie auch nicht-religiöse Menschen zu religiösen Orientierungen hinführen.

Traditionell sind *Kirchen* überhohe und mit Türmen noch höher hinauftragende Gebäude in der *Mitte von Dörfern und Städten*. Sie schaffen eine weithin sichtbare Mitte, an der alle auf dem kürzesten Weg zusammenkommen können. So manifestiert sich in ihnen die Orientierung aller aneinander. Durch ihre *Höhe* transzendieren sie diese Mitte aber auch. An ihren Türmen können sie durch übergroße Uhren, aus ihren Türmen heraus durch unüberhörbare Glockenschläge die *Zeit* anzeigen und damit auch das *Wann*, die Termine der Kommunikation aller mit allen, vermitteln und sichern. Und mit den *Spitzen* ihrer Türme zeigen sie ein noch Höheres an, dem all das verdankt wird, Gott, an den man sich in aller Orientierung zuletzt halten kann und der, für den religiösen Glauben, seinerseits die Orientierung hält. Je höher die Türme, desto weiter orientieren Kirchengebäude mit ihrem bloßen Äußeren im weiten Raum. Ihre Türme und Dächer sind auch für von außen in die Dörfer und Städte Kommende das Erste, woran sie sich geographisch orientieren können, der *erste auffällige Anhaltspunkt im Gelände*. Sieht man in der Ferne eine Kirche, so weiß man, da ist ein Ort, das sind Menschen, da kann man unterkommen, da wird einem zur Not geholfen. *Daran kann man sich halten.*

Auch der Begriff '*Orientierung*' hat *geographischen, kirchlichen und religionsphilosophischen Ursprung*. Im Französischen des 17. und 18. Jahrhunderts hieß '*orienter une carte*' 'eine Landkarte nach Osten ausrichten', dorthin, wo die Sonne aufgeht ('*oriri*', 'sol oriens'), von woher das Licht, die Wärme und das Leben kommt und wohin auch die Altäre der christlichen Kirchen ausgerichtet wurden: *vor den Karten wurden die Kirchen*

orientiert. Mit der Erfindung des Magnetkompasses wurden die Karten dann allmählich genordet, und man hätte nun statt 'orientiert' sagen müssen 'septentrionalisiert'. Aber man blieb bei 'orientiert'. In die Philosophie und von ihr aus in die alltägliche Sprache kam der Begriff durch einen jüdischen Philosophen, den damals hochberühmten Aufklärer Moses Mendelssohn, der eines Tages seine Darstellung des Judentums als Religion der Vernunft gegen den kämpferischen Christen Friedrich Heinrich Jacobi zu verteidigen hatte. Jacobi hatte ihm Spinozismus und damit, nach dem damals vorherrschenden Verständnis, Atheismus vorgeworfen. Darauf erwiderte Mendelssohn, Spinozismus sei eine extreme Spekulation der Vernunft, doch man habe sich stets im Spielraum zwischen der spekulativen Vernunft, ohne die nichts einzusehen sei, und dem gesunden Menschenverstand, der sehen müsse, was man mit den Spekulationen anfangen könne, zu 'orientieren', wie er nun sagte. So hat der philosophische Begriff der Orientierung wie so vieles Herausragende in der Philosophie religionsphilosophischen Ursprung. Nach Mendelssohns Tod (er war über der Kontroverse gestorben) übernahm Kant den Begriff der Orientierung in seine kleine Schrift *Was heißt: Sich im Denken orientieren?*, die ihn, den Begriff der Orientierung, bald berühmt machte. Auch hier ging es noch um Religionsphilosophie: Wo es der Vernunft, so Kant, an Einsicht mangelt — und das beginnt schon bei der Unterscheidung von Rechts und Links, die man weder wahrnehmen noch definieren kann —, muss sie sich orientieren, und dazu bedarf sie in ihrem praktischen Gebrauch, dem kategorischen Imperativ, sich als glückswürdig zu erweisen, den Glauben an einen Gott, der solche Glückswürdigkeit dereinst mit Glückseligkeit belohne. *Orientierung entspricht nach Mendelssohn und Kant einem Bedürfnis der Vernunft, macht sie in der Welt erst lebensfähig.*

Im *Äußeren der Kirchengebäude* ist seit Kants Zeiten das bloße Größenmaß inzwischen längst deklassiert. Drastisch erfährt das etwa der Manhattan-Tourist, dessen Blick von den Höhen der umgebenden Hochhäuser auf St. Patrick's Cathedral niederfällt, dessen neogotische Türme immerhin mehr als 100 m hoch sind — der Turm von St. Nikolai in Greifswald misst gerade 99,97 m. Aber Kirchengebäude haben Orientierungsfunktionen auch und noch weit mehr im *Innern*. Sie schaffen ihrerseits *umbaute weite Räume, die exemplarisch orientieren*. Auch im Innern wenden sie die Perspektiven einander zu, orientieren sie auf eine Mitte hin und konzentrieren die von draußen Kommenden zu einer andächtigen Gemeinde. Auch im Innern weisen sie, jedenfalls im klassischen Modell der Basilika, über die Mitte hinaus auf den Altarraum zu. Sie *bereiten buchstäblich schrittweise auf das Heilige vor*: über einen Vorhof, das Paradies, und dem Eingang im Westen betritt man eine meist noch dunkle Vorhalle und wird dann vom schon helleren Langhaus aufgenommen. Hat man es durchschritten, steht man, nun der Welt draußen schon fern, besonnen, gefasst in der Vierung, über der sich in einem Vierungsturm oder einer Kuppel der *Himmel im Innern* öffnet, der gebaute Himmel der Kirche. Der Himmel, der symbolische Ort Gottes in den monotheistischen Religionen, ist der höchste Horizont, zu dem wir aufblicken können; so wie wir alles nur vor seinem Hintergrund sehen können, ohne ihn selbst zu sehen, sollen wir alles aus Gott begreifen, ohne ihn selbst begreifen zu können. In der italienischen Renaissance lag man geradezu im Wettbewerb um die höchsten und weitesten Kirchenkup-

pein und erreichte hier übermenschliche Dimensionen. Die qualitative Größe sollte durch quantitative Größe, der erhabene religiöse Glaube in räumlicher Erhabenheit symbolisiert werden. *Im Kirchenbau wird wie nirgends sonst alles Symbol, alles Zeichen, alles eigens für Menschen geschaffene Orientierung.*

Doch steht man in der Vierung, sieht man schon nicht mehr zum Kirchenhimmel hinauf, weiß ihn nur noch über sich geöffnet und sich unter ihm geborgen. Denn nun blickt man, nach dem *langen Weg vom Dunkel ins Licht*, ohne noch weiter zu gehen, in den hellen Chor mit dem Altar. Nur noch das Licht dringt von außen, von der Welt ein; der Innenraum der Kirche schließt die Vielfalt der Welt aus und konzentriert den Blick auf das, was alles erst sehen lässt, das Licht. Er entsinnlicht, vergeistigt die Sinne, lässt eine andere Welt erfahren. In gotischen Backsteinkathedralen tun die Schiffe und Umgänge, die Lang- und Querhäuser, die Pfeiler und Dienste, die Konsolsteine und Kämpfer, die Joche und Bögen, die Rippen, die sich kreuzen und vernetzen, das Übrige.⁴ Sie sind so geführt, dass die *Suche nach Überblick rasch festen Halt gewinnt*: über immer neue Variationen, in der Senkrechten über die spitz zulaufenden Gewölbe und in der Waagerechten über die Säulenreihen, wird der Blick immer zum Altar zurückgespielt, der sich Orientierende nimmt Stück um Stück den Variationsreichtum des Baues auf und sammelt sich dabei zu einer *ruhigen Bewegung und bewegten Ruhe*. Die Wald-Bäume-Paradoxie tritt zurück, alle Details sind kunstvoll in ein Ganzes ein- und ihm untergeordnet, alles bleibt vollkommen übersichtlich. Wo etwas, etwa in Seiten- oder Querschiffen, nicht unmittelbar zu sehen ist, vermutet man, es werde zuverlässig die Regel fortsetzen. *Die Ungewissheit ist absorbiert, die Orientierung ist stabil.*

So initiiert der Kirchenbau zur Andacht, zur Orientierung an Gott, so *kann* er initiieren. Die christlichen Konfessionen können dem größeres oder geringeres Gewicht geben, dort manches stärker akzentuieren, hier manches eher zurücknehmen. Für alle Konfessionen aber bleiben Kirchen hohe weite Räume, in denen die *Höhe und Weite der Macht und Güte des eines Gottes sinnlich erlebbar* werden soll.

Ein kurzer *Seitenblick auf antike Tempel* kann das bestätigen. Ich erinnere nur an Wohlbekanntes. In antiken Tempeln wurden die Götter, denen sie gewidmet waren, in Statuen verbildlicht und diese Statuen in einer hoch und fensterlos ummauerten, nur Priestern zugängliche Cella eingeschlossen. Sie war ebenfalls nach Osten hin durch eine Pforta offen, die die Morgensonne einlassen und das vergoldete Götterbild aufleuchten lassen sollte. Das so von den Menschen abgeschlossene Göttliche wurde mit der Welt der Sterblichen durch Umgänge vermittelt, die sich durch Säulenreihen ins Freie öffneten und frei zugänglich waren, durch die das Licht flutete und die doch Schatten boten und in der Hitze des Tages zum Aufenthalt einluden, draußen, vor der Cella des Gottes. So markierten sie eine Grenze zum Göttlichen und öffneten diese Grenze zugleich, machten die Grenze als

⁴ Vgl. Werner Stegmaier, Zeit und Mass. Eine philosophische Reflexion der gotischen Backsteinkathedralen im Ostseeraum, in: Carola Häntsch (Hg.), Philosophieren im Ostseeraum. Beiträge des Nord- und osteuropäischen Forums für Philosophie Greifswald, Wiesbaden (Harrasowitz) 2004, 379-389.

Grenze erfahrbar. Die Götter der Antike, die wohl unsterblich und mächtiger als die Menschen, aber wie sie dem Schicksal unterworfen waren, erhoben sich nicht schlechthin über die Menschenwelt, sondern blieben ihr nahe und in sie eingelassen und doch von ihnen streng getrennt. Das *zeigten* die Tempel, so wie christliche Kirchen mit ihren zum Himmel hin gebauten hohen weiten, nur noch genau dosiertes Licht einlassenden Innenräumen die unendliche Erhabenheit des einen Gottes mitten unter den Menschen zeigen. Wurden antike Tempel in Kirchen umgewidmet, mauerte man die äußeren Säulenreihen zu.

Kirchengebäude also sind fest gebaute, oft über Jahrhunderte und Jahrtausende standfeste, ebenso sichtbare wie übersichtliche Symbole einer Orientierung am unsichtbaren Göttlichen. Mit ihrem Äußeren geben sie weithin sichtbare Orientierung und schließen, betritt man sie erst, das Äußere aus, um einen Ort zu schaffen, an dem Menschen im Geist des unbegreiflichen Gottes zusammenkommen und durch ihn Orientierung für ihr Leben im ganzen finden. In ihrem Inneren orientieren sie mit allen baulichen Details darauf hin, holen auf Zeit aus der alltäglichen, unübersichtlichen, flüchtigen, immer von Haltlosigkeit bedrohten Welt zurück, schaffen Besinnung zur Einkehr, machen still, kehren die Menschen dem zu, worauf es in ihrer Orientierung letztlich ankommt. Das scheinen, um zum Schluss ins Alltägliche zurückzukehren, auch Tages-Touristen zu empfinden, die meist ohne religiöses Interesse nur zum schnellen Sehen kommen und weil die Kirche nun einmal auf dem Programm stand. Auch sie werden in Kirchen noch immer still, zumindest stiller, selbst wenn sie in großen Gruppen kommen. Kirchen lassen sie vielleicht mehr als Sakramente, Liturgien, Lieder und Predigten die religiöse Orientierung noch erfahren, laden sie zu ihr ein. Der Geist, der in Kirchen umbaut wurde, scheint, auch wenn viele der Kirche entflohen sind, noch nicht aus den Kirchen entwichen zu sein.